

Laudatio zur Verleihung des Johann-Tobias-Beck-Preises 2019 an Dr. Jörg Breitschwerdt¹

Jan Carsten Schnurr

Als ich vor genau acht Jahren Jörg Breitschwerdt, der damals kein Referent war, auf einer Tübinger Tagung zur Geschichte der evangelikalen Bewegung in Württemberg und Westfalen kennenlernte, hatte ich keine Ahnung, dass ich einmal über seine Dissertation² zu genau diesem Thema eine Laudatio würde halten dürfen. Es ist mir eine Freude – nicht zuletzt, weil ich beim Lesen dieses 723 Seiten starken, von der äußeren Form her einem Ziegelstein nicht ganz unähnlichen und daher nicht unbedingt für die Mittagspause geschriebenen Werkes eine Menge gelernt habe. Ich würde gerne vier Charakteristika des Buches hervorheben, die mir dabei sehr positiv aufgefallen sind.

1. Ein wichtiges Thema

Bedeutsam ist das Thema von Jörg Breitschwerdts Tübinger Doktorarbeit in mehr als einer Hinsicht. Zunächst einmal sind „Genese und Anliegen der evangelikalen Bewegung in Deutschland“, wie es im Untertitel heißt, natürlich Themen, die den „Arbeitskreis für evangelikale Theologie“ und die „Theologische Verlagsgemeinschaft“, die beiden Stifter unseres Preises, schon von Haus aus dringend interessieren. Die beiden tauchen in der Darstellung zwar nicht auf, weil sie erst 1977 bzw. 78, ein Jahrzehnt nach Ende des Untersuchungszeitraums, im Nachgang des Lausanner Kongresses für Weltevan-

¹ Gehalten am 15. September 2019 im Rahmen der AfeT-Studienkonferenz im Tagungszentrum Karimu in Burbach-Holzhausen.

² Jörg Breitschwerdt, Theologisch konservativ. Studien zu Genese und Anliegen der evangelikalen Bewegung in Deutschland (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 62). Göttingen 2019.

gelsation 1974 gegründet wurden. Und doch erzählt das Buch zumindest in mancher Hinsicht die lange und facettenreiche Vorgeschichte des AfET und der TVG. Denn sie knüpften später an die von Breitschwerdt beschriebenen vielfältigen theologischen Initiativen der Evangelikalen an. Sogar Johann Tobias Beck (1804–1878) kommt im Buch vor, der Namensgeber des Preises. Er taucht an sechs Stellen auf – nur einmal weniger, als in dem sonst vorzüglichen Personenregister angegeben; dort zielt der letzte Verweis auf die Erwähnung der „Beck’schen Reihe“ im Abkürzungsverzeichnis, mit der der große Bibeltheologe des 19. Jahrhunderts natürlich nichts zu tun hatte.

Das Thema der Arbeit ist aber nicht nur aus einer Insider-Perspektive betrachtet wichtig. Es geht vielmehr um einen theologischen Grundkonflikt, der – so Breitschwerds These – nicht bloß die Entstehungszeit der deutschen evangelikalen Bewegung in den 1950er und 60er Jahren prägte, sondern die letzten zweieinhalb Jahrhunderte; einen Streitpunkt, der den Protestantismus wie keine andere Frage umgetrieben und gespalten hat – bis heute. Gemeint ist die Frage nach der Berechtigung des historisch-kritischen Umgangs mit der Bibel und die damit verbundene Frage nach der Geschichtlichkeit der dort und insbesondere in den Evangelien überlieferten Ereignisse. Handelt es sich um „Heilstatsachen“, die von Gott in der Geschichte gewirkt und in der Bibel zuverlässig für alle Zeiten offenbart wurden, oder um mythische Vorstellungen einer voraufklärerischen Epoche, die für den heutigen Menschen einer kritischen Neu- und Umdeutung bedürfen? Diese Frage stand hinter den Kämpfen um das Entmythologisierungsprogramm des Marburger Neutestamentlers Rudolf Bultmann (1884–1976). Die Kämpfe tobten nach dem Zweiten Weltkrieg in allen westdeutschen Landeskirchen und führten maßgeblich mit zur Entstehung der evangelikalen Bewegung in der uns bekannten Gestalt. Diese Frage stand aber schon lange vorher im Raum. Jörg Breitschwerdt zeigt das exemplarisch für Württemberg und Westfalen, wo jeweils eine wichtige „Trägergruppe“ der deutschen evangelikalen Bewegung entstand, in Württemberg die Ludwig-Hofacker-Vereinigung, die heutige ChristusBewegung „Lebendige Gemeinde“, in Westfalen die damals breit aufgestellte Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“. Breitschwerdt spannt also einen Bogen auf, der von der evangelischen Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte bis in die Gegenwart hineinreicht und der in der immer von neuem diskutierten Frage besteht, was für einen neuzeitlichen Menschen eigentlich den Inhalt des christlichen Glaubens darstellt. Diese Frage aber ist kein abseitiges

Steckenpferd irgendeines Spezialisten, sondern von allgemeinem Interesse, und deshalb behandelt Jörg Breitschwerdts Buch ein wichtiges Thema.

2. Intensive Quellenarbeit

Historische, auch kirchengeschichtliche, Forschung beruht auf der eigenständigen Auseinandersetzung mit den zur Verfügung stehenden Quellen. In diesem Fall sind dies vor allem theologische Texte wie Predigten, Vorträge, Denkschriften, Aufsätze und Bücher, aber auch Briefe, Sitzungsprotokolle und persönliche Aufzeichnungen. Diese unterschiedlichen Quellengattungen entsprechen dem besonderen Erkenntnisinteresse der Arbeit: Jörg Breitschwerdt verfolgt einerseits einen diskurs- und theologiegeschichtlichen Ansatz: Er untersucht die Entwicklung der Ideen, des theologischen Denkens von Professoren, Kirchenführern, Pfarrern und Laien. Andererseits untersucht er, wie diese Menschen miteinander interagierten, einander bestärkten, gegeneinander protestierten, Krisengespräche führten, Netzwerke bildeten und Großveranstaltungen organisierten – alles mit dem Ziel, für die richtige Lehre in der evangelischen Kirche einzustehen.

Alle diese Quellen werden in der Untersuchung präzise wiedergegeben und gründlich ausgewertet. Oft erscheinen sie auch im Original, denn Breitschwerdt arbeitet viel – das ist sein Stil – mit ausführlichen Originalziten. Er führt seine Leser also möglichst nah an die entscheidenden Texte heran, auch wenn das etwas Platz benötigt. Für die früheren Epochen, die Vorgeschichte, sind die Quellen mehr exemplarisch ausgewählt, vor allem einzelne theologische Schlüsseltexte und christliche Zeitschriften wie die *Evangelische Kirchenzeitung*, der *Christenbote* oder das *Kirchliche Monatsblatt*.³ Für die zweite Hälfte des Buches, die das Hauptthema behandelt, die Entstehung der evangelikalen Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg, hat Breitschwerdt umfassende Quellenstudien betrieben – eine beeindruckende Fleißarbeit. Nicht weniger als 16 Archive in ganz Deutschland wurden besucht (landeskirchliche Archive wie auch Archive evangelikaler Institutionen), Archivalien ausgewertet, manche auch ganz neu erschlossen und daneben zahlreiche gedruckte Quellen bearbeitet. Das Quellenverzeichnis ist mit dreißig

³ Für die früheren Perioden wird auch die Forschungsliteratur weniger umfassend rezipiert.

Seiten ungewöhnlich lang, und für Belegstellen und weitere Hinweise gibt es nicht weniger als 3298 Fußnoten.

Hinter der Untersuchung steht also eine intensive Beschäftigung mit ganz unterschiedlichen Quellentexten. Die Ergebnisse werden in einer angenehmen wissenschaftlichen Prosa präsentiert, ohne Polemik gegen die eine oder die andere Seite. Die Behandlung Württembergs *und* Westfalens führt in der Darstellung mehrmals zu einer Art Szenenwechsel und gibt ihr dadurch ein interessantes eigenes Gepräge. Dabei stellt sich heraus, dass die württembergische und die westfälische Entwicklung zwar einige Unterschiede aufweisen, dass sie aber insgesamt in dieselbe Richtung gegangen sind. Besonders spannend zu lesen fand ich einige persönliche Hintergrundinformationen aus den Akten und Briefen, denn sie zeigen, dass theologische Auseinandersetzungen immer auch eine menschliche Dimension haben und dass sich das Verhalten historischer Akteure nicht immer vorhersagen lässt.

Deswegen war es zielführend, dass Jörg Breitschwerdt auch etliche Interviews mit Zeitzeugen geführt hat. Sie waren für ihn, so schreibt er in der Einleitung, keine gleichwertige zweite Informationsquelle neben den Quellen aus der Zeit, aber sie haben geholfen, Motivationen und Verbindungen der Beteiligten und die „Atmosphären“, also Stimmungen und Eindrücke, die in Akten oft nicht vorkommen, besser nachzuvollziehen (34f.). Ein interessantes Beispiel hierfür ist die Beobachtung, dass der Erlanger Systematiker Walter Künneth (1901–1997), ein wichtiger Akteur der Bekenntnisbewegung, der in der Forschung manchmal als „einfach“ oder sogar „grobschlächtig“ porträtiert wird, von den Zeitzeugen als „Grandseigneur“ und „Gentleman der alten Schule“ in Erinnerung behalten wurde (34f. Fn. 75). Unabhängig von unserem Urteil über Künneth wird an diesem Beispiel deutlich, dass Zeitzeugengespräche die Auseinandersetzung mit den Primärquellen sinnvoll ergänzen können.

3. Der Blick für historische Kontinuitäten

Hier liegt das eigentlich Innovative des Buches. Breitschwerdt betrachtet das theologische Programm Rudolf Bultmanns und den „Bekennniskampf“ seiner innerkirchlichen Gegner nicht isoliert, sondern verortet beide in einer großen kirchengeschichtlichen Kontinuitätslinie. Das hat einen Preis: Die Untersuchung beschränkt sich auf das Ringen der Evangelikalen um die bibli-

sche *Lehre* und lässt deshalb andere evangelikale Herzensanliegen unberücksichtigt. Mission, Evangelisation, Kinder- und Jugendarbeit, Gemeindebau, Seelsorge, christliche Musik, Diakonie und gesellschaftliche Verantwortung kommen nicht vor. Es geht auch nicht um die freikirchlichen Evangelikalen, die vom theologischen Richtungskampf in der evangelischen Kirche weniger direkt betroffen waren als ihre landeskirchlichen Glaubensgeschwister. Die Kritik an Bultmann war nicht die wichtigste Beschäftigung evangelikaler Christen in den 1950er und 60er Jahren, und es wäre ein Missverständnis, die Untersuchung dahingehend zu deuten. Wenn man das Buch aber nicht als Darstellung der evangelikalen Bewegung als solcher liest, sondern als eine Studie über ihre theologische Grundhaltung, dann zeigt sich, dass die Beschränkung auf die theologischen Kontroversen Sinn macht. Denn so entsteht Raum, auch intensiv nach den historischen *Wurzeln* dieser Lehrkonflikte zu suchen.

Jörg Breitschwerdt ist nicht der Erste, der solche geschichtlichen Verbindungslinien aufzeigt, aber auf diese Weise hat es noch keiner gemacht. Er zeigt, wie die theologisch konservativen Kräfte in aufeinander folgenden Generationen auf den Einflussgewinn bibel- und dogmenkritischer Theologie reagierten – kirchlich, theologisch und kirchenpolitisch. Neben dem Bultmann-Streit untersucht er vor allem zwei Kontroversen des 19. Jahrhunderts: die ab 1835 geführte Debatte um das *Leben Jesu* von David Friedrich Strauß (1808–1874) und den ab 1891 ausgetragenen Apostolikumsstreit um den württembergischen Pfarrer Christoph Schrenpf (1860–1944) und den Berliner Kirchenhistoriker Adolf Harnack (1851–1930). Breitschwerdt geht aber theologiegeschichtlich noch weiter zurück, sogar bis zum Streit zwischen Luther und Erasmus – was interessant, aber auch gewagt ist und deshalb zu Recht etwas relativiert wird (38f., 50f. Fn. 56). Vor allem geht er in die 1770er Jahre, zu Johann Salomo Semlers (1725–1791) Unterscheidung von Heiliger Schrift und Wort Gottes und Gotthold Ephraim Lessings (1729–1781) Trennung von Glaube und Geschichte, gegen die sich der spätorthodoxe Lutheraner Johann Melchior Goeze (1717–1786) wandte. *Hier* begann nach Breitschwerdt die „Krise des Schriftprinzips“ (60), und in allen seitdem geführten Auseinandersetzungen um die wissenschaftliche Theologie, so seine These, ging es – aus konservativer Perspektive – immer um ein und dieselbe Grundfrage: die nach der *Autorität* der Heiligen Schrift und nach der *Historizität* der darin beschriebenen Ereignisse, besonders der übernatürlichen Empfängnis, der Wunder, des Sühnetods und der leiblichen Auferstehung Jesu. *Diese Fra-*

ge habe den Orthodoxen, Pietisten, Erweckten, Konfessionalisten, Gemeinschaftsleuten und Evangelikalen immer vor Augen gestanden, ganz gleich, ob ihre innerkirchlichen Gegner Rationalisten oder Linkshegelianer, Ritschlianer oder Bultmannianer waren – die theologischen Systeme änderten sich, die Grundfrage aber blieb gleich. Darum auch konnten Pietisten und konfessionelle Lutheraner kirchenpolitisch zusammenarbeiten, weil sie in dieser Grundfrage übereinstimmten und durch ihre innerkirchlichen Gegner die Grundlage des Glaubens bedroht sahen. Ich finde diese These des Buches überzeugend.

Zur Bezeichnung der einen Seite verwendet Jörg Breitschwerdt das Schlagwort der „modernen Theologie“. Er tut das nicht ohne Zögern, weil „moderne Theologie“ kein präziser Begriff ist. Er setzt ihn deshalb in Anführungszeichen. Aber er verwendet ihn durchgehend, weil es ein Quellenbegriff ist und weil er wie kein zweiter die Wahrnehmung widerspiegelt, dass die biblischen „Heilstatsachen“ unter den geistigen Voraussetzungen der Moderne neu und anders interpretiert werden sollen.

Für die Kritiker der „modernen Theologie“ schlägt Breitschwerdt den Ausdruck „kirchlicher“ oder „theologischer Konservatismus“ als neuen Sammelbegriff vor. Das tut er ja programmatisch schon im Titel der Arbeit: „Theologisch konservativ“. Breitschwerdt beruft sich dabei auf Theoriedebatten in der Geschichtswissenschaft sowie im Bereich der Kirchengeschichte auf Matthias Deuschle, der den Begriff in seiner Habilitationsschrift für den Berliner Alttestamentler Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1869) verwendet hat.⁴ Epochenübergreifende Begriffsvorschläge sind mutig und immer kontrovers – das zeigt die Endlos-Debatte zum kirchengeschichtlichen Pietismusbegriff.⁵ Ich bin noch nicht gänzlich überzeugt, weil mir das Verhältnis von kirchlichem und gesellschaftlich-politischem Konservatismus nicht hinreichend geklärt erscheint – manche gehörten dem einen, aber keineswegs dem

⁴ Matthias Deuschle, Ernst Wilhelm Hengstenberg. Ein Beitrag zur Erforschung des kirchlichen Konservatismus im Preußen des 19. Jahrhunderts (Beiträge zur historischen Theologie 169), Tübingen 2013.

⁵ Planung und Herausgabe der vierbändigen *Geschichte des Pietismus* (1993–2004) hatten eine langjährige heftige Debatte über „Pietismus“ als Epochen- oder als typologischen Begriff und über die Zulässigkeit seiner Anwendung auf bestimmte Frömmigkeitsbewegungen zur Folge, von der bis heute Nachwirkungen zu spüren sind. Breitschwerdt selbst nimmt auf die Kontroverse Bezug und zieht „Pietismus“ als möglichen Sammelbegriff auch für die von ihm untersuchten Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts in Betracht, verwirft diese Möglichkeit aber mit Blick auf die beteiligten dezidiert nichtpietistischen Lutheraner (645f).

anderen zu. Der Vorschlag ist aber auf jeden Fall bedenkenswert, und für den Gegenstand des Buches – ein bestimmtes wiederkehrendes theologisches Grundanliegen seit der Aufklärungszeit – passt der Begriff meines Erachtens gut.

Denn es gibt tatsächlich einige frappierende Parallelen zwischen den genannten Kontroversen. Die kirchliche Machtverteilung verschob sich im Laufe der Zeit zwar von der konservativen hin zur liberalen Seite. Nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte der Protest bei den Kirchenleitungen geringere Wirkung als noch im 19. Jahrhundert – David Friedrich Strauß hatte die Veröffentlichung des *Leben Jesu* sogar noch die akademische Karriere gekostet. Aber die Aktionsformen der Konservativen im Kampf gegen den Einfluss der „modernen Theologie“ waren doch ähnlich: Netzwerkbildung, Eingaben bei den Kirchenleitungen, Mobilisierung des Kirchenvolks, Zeitschriften, Konferenzen, alternative theologische Angebote. Auch Argumentationsstrukturen wiederholten sich: Das Argument Rudolf Bultmanns, ein Festhalten am neutestamentlichen Weltbild sei ein *sacrificium intellectus* und würde den evangelischen Glauben zu einem „Werk“ erniedrigen, hatte schon der Ritschl-Schüler Johannes Gottschick (1847–1907) zur Zeit des Apostolikumsstreits vertreten; auch er hatte im Fokus der konservativen Kritik gestanden. Breitschwerdt zeigt auch, warum sich so viele Vertreter der Bekenntnisbewegung in der Nachfolge der Bekennenden Kirche sahen, obwohl Bultmann ja auch zur Bekennenden Kirche gehört hatte. Das hatte natürlich mit den prägenden Erfahrungen in der Bekennenden Kirche von Protagonisten wie Walter Künneth (1901–1997), Rudolf Bäumler (1912–1993), Paul Deitenbeck (1912–2000) und anderen zu tun, aber auch mit Bultmanns Mythosbegriff. Der hatte nämlich nicht nur Ähnlichkeiten mit dem Mythosbegriff von Strauß im 19. Jahrhundert, sondern auch mit dem des NS-Ideologen Alfred Rosenberg (1893–1946). Bultmann hatte sich zwar klar vom Nationalsozialismus abgegrenzt und 1936 auch Rosenbergs Sicht auf das Christentum kritisiert. Mit dessen „Behauptung einer mythologischen Überformung der Jesus-Überlieferung“ (360) stimmte er aber überein – also mit einem Punkt, den die Evangelikalen zutiefst ablehnten. So lag es aus ihrer Sicht nahe, einen Zusammenhang herzustellen, auch wenn das Bultmann verständlicherweise empörte. Es ist eine Stärke des Buches, dass solche Verbindungslinien und Kontinuitäten herausgearbeitet werden.

4. Die differenzierte Verhältnisbestimmung von Gemeindefrömmigkeit und wissenschaftlicher Theologie

In der kirchengeschichtlichen Literatur wird der zeitgenössische konservative Protest gegen Lessing, Strauß, Harnack oder Bultmann nicht oft, aber doch gelegentlich behandelt. Er wird dort jedoch meistens in eine andere Kontinuitätslinie eingeordnet: nämlich die Linie einer vielleicht löblichen, aber eher engstirnigen Gemeindefrömmigkeit. Die frommen Kirchenmitglieder seien nicht willens und auch nicht wirklich fähig gewesen, die neuen theologischen Konzepte intellektuell zu durchdringen. An der Basis seien daher, so der Gedanke, vor allem Schlagworte angekommen: „Bibelkritik“, „Abschaffung des Glaubensbekenntnisses“, „Entmythologisierung“. So hätten Zerrbilder die einfachen Christen in helle Aufregung versetzt. Die hätten sich auch mobilisieren lassen – gegen die Universitätstheologie. Sie hätten deren Gedanken und Anliegen aber nicht wirklich verstanden.⁶

Jörg Breitschwerdt schreibt gegen dieses Narrativ an. Es erscheint ihm zu undifferenziert. Er weist zwar nach, dass „moderne Theologen“ ihren konservativen Gegnern immer wieder vorwarfen, ihre Theologie nur missverstanden zu haben oder, wie es David Friedrich Strauß formulierte, „unwissenschaftlich“ zu sein. Aber Breitschwerdt zeigt auch, dass sich das so einfach nicht sagen lässt. Denn dass die neutestamentlichen „Heilstatsachen“ den wunderkritischen neuzeitlichen Menschen herausfordern, wie die „moderne Theologie“ betonte, das bestritten deren Kritiker gar nicht. Sie insistierten nur darauf, dass sie sich dennoch geschichtlich *ereignet* hätten, wie ja auch die kirchlichen Bekenntnisse besagten. Sie sahen keinen Grund, warum das in der Neuzeit nicht mehr denkbar sein sollte, und sorgten sich um den theologischen Nachwuchs, der diesen Glauben augenscheinlich beim Theologiestudium verlor. Manche konservativen Einlassungen, wie die Titulierung eines Tübinger Professors im Wintersemester 1895/96 als „zirpende alttestament-

⁶ Z. B. Martin Greschat, *Der Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland (1945–2005)* (Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen IV/2), Leipzig 2010, 98: „Immer wieder beschworen die Aktivisten der Bekenntnisbewegung die Verunsicherung der Gemeinden und die Nöte ernsthafter Christen. Diese Fakten waren nicht von der Hand zu weisen. Unbeantwortet blieb jedoch in der Regel die Frage, warum die Gemeinden oft so wenig theologisch informiert waren. Hier zeigte sich ebenfalls ein klarer Mangel an Wissen bei vielen Pfarrern. Deshalb konnten sie das, was sie jetzt hörten und erlebten, nur als Verfälschung des Christentums deuten [...] Nicht geistige Anstrengungen waren gefragt, sondern das schlichte Beharren bei dem, was die frommen Autoritäten proklamierten.“

liche Grille“ (251), waren tatsächlich polemisch. Breitschwerdt berichtet sogar von einem Ulmer Prokuristen, der nach dem Vortrag eines Bultmann-Schülers seinen Stuhl gegen die Wand geschleudert und gebrüllt habe: „Wer erlaubt Ihnen eigentlich, unseren Glauben zu stehlen?“ (496)

Das Buch vermittelt aber den Eindruck, dass die Kritiker der „modernen Theologie“ in den meisten Fällen kein Problem mit wissenschaftlicher Theologie als solcher hatten, ja dass sie große Energie darauf verwandten, im 19. und im 20. Jahrhundert, durch Publikationen, Ferienkurse, Tagungen, Studienhäuser, eine zusätzliche Universitätsprofessur oder eine kirchliche Hochschule theologische Bildungsmöglichkeiten zu schaffen. An der Tübinger Fakultät genossen Adolf Schlatter (1852–1938) zu Anfang des 20. Jahrhunderts und Otto Michel (1903–1993) fünfzig Jahre später, also Exegeten von Rang, großes Vertrauen im württembergischen Pietismus. Eine „antitheologische Attitüde“⁷ lässt sich der evangelikalen Bewegung und ihren Vorgängern also keineswegs pauschal attestieren. Ein wirkliches Problem hatten sie nur mit solchen Theologien, die die geschichtliche Wirklichkeit des biblischen Kerygmas entweder eliminieren oder existential (um)interpretieren wollten.

Wer theologisch konservative Christen verstehen will, muss deshalb mit ihnen über *dieses* Kernanliegen ins Gespräch kommen, mehr als über die Feinheiten eines bestimmten aktuellen theologischen Systems. Und auch diese Christen selbst, also etwa die Mitglieder des Arbeitskreises für evangelikale Theologie, sollten darüber noch gründlicher reflektieren. Das stellt Jörg Breitschwerdt in seiner Doktorarbeit heraus, und ich meine, da hat er Recht.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Jörg, zur Verleihung des Johann-Tobias-Beck-Preises 2019!

Dr. Jan Carsten Schnurr
schnurr@fthgiessen.de

⁷ Gisa Bauer. Evangelikale Bewegung und evangelische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland. Geschichte eines Grundsatzkonflikts (1945 bis 1989) (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte B 53). Göttingen 2012. 65–72.